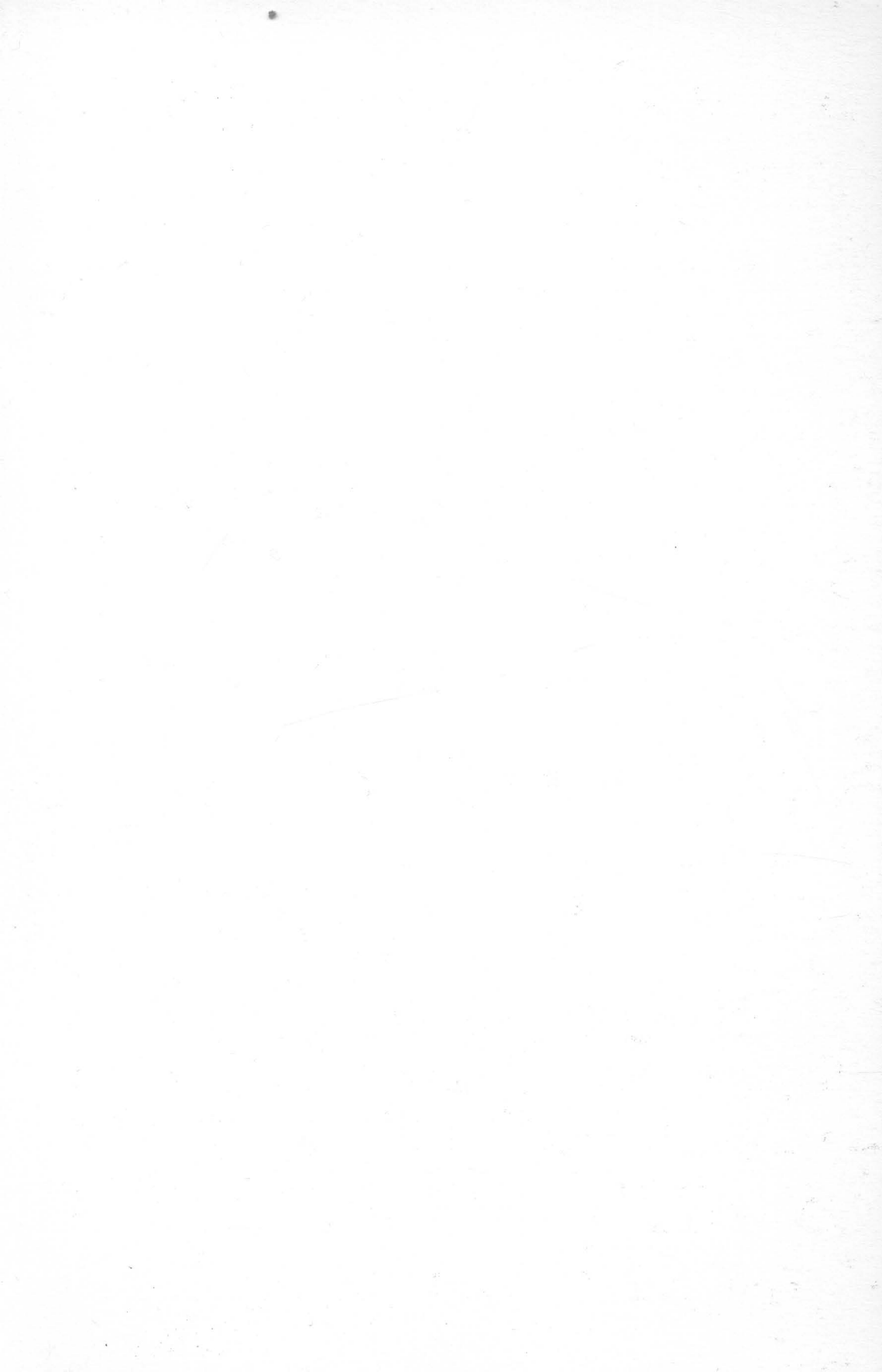


XXIX

studia
germanica
posnaniensia

UNIwersytet im. Adama Mickiewicza w Poznaniu



29.2003

cd. 429044 II

UNIwersytet im. Adama Mickiewicza w Poznaniu

MONO

82054

STUDIA GERMANICA POSNANIENSIA XXIX

Herausgeber des Jahrbuchs

ANDRZEJ Z. BZDEGA, **STEFAN H. KASZYŃSKI**, **HUBERT ORŁOWSKI**

PROBLEME DER LITERARISCHEN ÜBERSETZUNG

Herausgegeben von

Maria Krysztofiak-Kaszyńska



POZNAŃ 2003

Komitet Naukowy / Wissenschaftlicher Beirat:

Prof. dr hab. Józef Darski (UAM)
Prof. Dr. Ludwig M. Eichinger
(Institut für deutsche Sprache, Mannheim)
Prof. Dr. Hubertus Fischer (Universität Hannover)
Prof. dr hab. Czesław Karolak (UAM)
Prof. dr hab. Stefan H. Kaszyński (UAM)
Dr hab. prof. UAM Gabriela Koniuszaniec (UAM)
Prof. dr hab. Maria Krysztofiak-Kaszyńska (UAM)
Dr hab. prof. UAM Kazimiera Myczko (UAM)
Prof. dr hab. Hubert Orłowski (UAM)
Prof. dr hab. Jan Papiór (UAM)
Prof. Dr. Brigitte Schultze (Universität Mainz)
Prof. Dr. Heinz Vater (Universität zu Köln)
Prof. Dr. Karl Wagner (Universität Zürich)

Recenzent: prof. dr hab. Krzysztof A. Kuczyński

Opracowanie redakcyjne: Dr. Gero Lietz

© Wydawnictwo Naukowe UAM, Poznań 2003

Wydanie publikacji dofinansowane przez Komitet Badań Naukowych

429044 II / 29: 2003

Projekt okładki: Ewa Wąsowska

Redaktor techniczny: Elżbieta Rygielska

ISBN 83-232-1342-9

ISSN 0137-2467

WYDAWNICTWO NAUKOWE UNIwersytetu IM. ADAMA MICKIEWICZA W POZNANIU
UL. NOWOWIEJSKIEGO 55, 61-734 POZNAŃ, TEL. (061) 829 39 85, FAX (061) 829 39 80
<http://main.amu.edu.pl/~press> e-mail: press@amu.edu.pl

Wydanie I. Nakład 400 egz. Ark. wyd. 18,00. Ark. druk. 13,25
Podpisano do druku w grudniu 2003 r.

WYKONANO W ZAKŁADZIE GRAFICZNYM UAM, POZNAŃ, UL. WIENIAWSKIEGO 1

INHALT

Vorwort	3
---------------	---

Theoretische Grundlagen

Stefan H. K a s z y ń s k i (Poznań): Vom Übersetzen der Weltbilder. Essay über die Rolle der literarischen Übersetzer im europäischen Gedankenaustausch	7
Hans J. V e r m e e r (Heidelberg): Die sieben Grade einer Translationstheorie	19
Krzysztof L i p i ń s k i (Kraków): Sieben Mythen der Übersetzungswissenschaft	39
Radegundis S t o l z e (Darmstadt): Wandlungen im übersetzerischen Selbstbild als Reflex der Strategie	59
Mary S n e l l - H o r n b y (Wien): Translationskultur und Politik. Wege und Irrwege der Kommunikation	79
Brigitte S c h u l t z e (Mainz): KulturPoetik als Verstehensproblem und als Herausforderung für Übersetzer: Das Beispiel „ZGODA“	95
Michaela W o l f (Graz): Übersetzer/Innen – verfangen im sozialen Netzwerk? Zu gesellschaftlichen Implikationen des Übersetzens	105

Fallstudien

Zdzisław W a w r z y n i a k (Rzeszów): Unterschiedliche Übersetzungen desselben Originals	123
Katarzyna D z i k o w s k a (Poznań): Im Schatten Luthers? Probleme der Übersetzung religiöser Dichtung am Beispiel der Betrachtung <i>Matka</i> von Karol Wojtyła in der deutschen Übertragung Karl Dedecius'	129
Tomasz R a j e w i c z (Poznań): Nietzsches Philosophie in polnischen Übersetzungen. Am Beispiel von Zarathustras Rede <i>Von den drei Verwandlungen</i>	143
Katarzyna L u k a s (Poznań): Wie Reales zum Irrealen wird. Deutsche Übersetzungen des Sonetts <i>Bajdary</i> von Adam Mickiewicz	153
Ewa T e o d o r o w i c z - H e l m a n (Stockholm): Die Rolle der Illustration bei der Interpretation übersetzter Kinder- und Jugendliteratur. Am Beispiel der polnischen Übersetzungen von Selma Lagerlöfs <i>Wunderbare Reise des kleinen Nils Holgersson mit den Wildgänsen</i>	177

Wertungsprobleme

Maria Krysztofiak (Poznań): Übersetzungskritik im Spannungsfeld der Literaturkritik	195
--	-----

KRZYSZTOF LIPIŃSKI

Kraków

SIEBEN MYTHEN DER ÜBERSETZUNGSWISSENSCHAFT

Jeder Mythos enthält ein Quäntchen Wahrheit – diesem Tatbestand verdanken die Mythen, wie unwahr sie auch sein mögen, ihre Langlebigkeit. Nach dieser Auffassung ist ein Mythos seinem Wesen nach mit dem Vorurteil verwandt, nämlich eine brauchbare und verlockende Vereinfachung im Denken und in der Wahrnehmung der Phänomene, die man verstehen und beschreiben will. In diesem Beitrag möchte ich mich mit einigen Mythen aus dem Bereich der Übersetzungswissenschaft befassen. Was mich dazu veranlasst, ist meine langjährige Beschäftigung mit der Theorie und Praxis dieses gar nicht so einfachen Metiers. Ich bin mir natürlich der Tatsache völlig bewusst, dass die folgenden Ausführungen die dezidiert verlaufenden Meinungsfronten der Theoretiker nicht werden ändern können, dass die meisten aufgegriffenen Probleme zum eisernen Repertoire der seit langem akademisch gewordenen Diskussion gehören. Nichtsdestotrotz liegt mir daran, meine diesbezüglichen Überlegungen und Reflexionen zu bündeln, vor allem im Hinblick auf die immer wieder auftauchenden Thesen, die in der Übersetzungswissenschaft gerade wegen ihrer scheinbaren Stichhaltigkeit Verwirrung stiften, also Mythen in der oben genannten Bedeutung. Dass manch eine von mir vertretene Position vielleicht ein wenig provokant sein mag, ist mitunter nicht unbeabsichtigt.

Bereits um die Definition von Übersetzung ranken sich zahlreiche Mythen, die als selbstverständlich gelten und deshalb stillschweigend als wahr angenommen und nicht mehr in Frage gestellt werden. Selbst in renommierten Nachschlagewerken stößt man auf Definitionen wie: „Übersetzung ist eine Übertragung ...“ oder „Übersetzung ist eine Umkodierung ...“ udgl. Das erste Beispiel ist eine reine Tautologie und definiert den Begriff nach dem Prinzip *ignotum per ignotum* – was erfahren wir schließlich über das Wesen des Phänomens, wenn wir als Erklärung ein Synonym

bekommen? Und „Umkodierung“ ist zwar im Prinzip richtig, informiert uns aber auch nur über den Kodewechsel, also darüber, was wir schon von vornherein wussten. Manche Definitoren ergänzen deshalb ihre Erklärungen um präzisierende Hinzufügungen wie z. B. „unter Wahrung des Inhalts“ bzw. der Bedeutung.¹ Je mühsamer diese Definitionen nach Prägnanz streben, desto trivialer und tautologischer ist ihr Aussagewert. Eine Definition, die tatsächlich das Phänomen Übersetzung erfassen sollte, müsste gleichzeitig alle Faktoren, selbstverständlich auch die außersprachlichen, erfassen, die diesen Prozess determinieren. Und dieser Prozess ist in der Wirklichkeit der Praxis viel mehr als bloßes Ersetzen der Elemente der Sprache A durch äquivalente Elemente der Sprache B, als lägen die letzteren dem Übersetzer parat. Wenn es tatsächlich so wäre, hätte sich die maschinelle bzw. elektronische Übersetzung längst durchgesetzt. Viele theoretische Arbeiten enthalten sehr wissenschaftlich anmutende, mit Symbolen und Formeln gespickte Visualisierungen dessen, was ohnehin klar ist: Etwas, was in einer Sprache formuliert wurde, muss in einer anderen formuliert werden. Zum Glück stellt sich die moderne Übersetzungswissenschaft auch substantielle Fragen, z. B. was im Übersetzungsprozess tatsächlich geschieht, welche Faktoren ihn determinieren, was seine Ziele sind und welche Kriterien der wissenschaftlich fundierten Übersetzungskritik dienen können. An dieser Stelle würde ich für eine komplexe, ihrer Natur nach deskriptive Definition der Übersetzung plädieren, die möglichst viele Facetten dieses Prozesses erfassen würde. Eine solche Definition erfordert aber eine gründliche Revision von Mythen, womit wir wieder bei unserem Hauptthema sind.

Der Mythos der Wörtlichkeit

Es handelt sich in diesem Falle um eine sehr hartnäckige und kaum zu tilgende Aberration des Geistes, die trotz jahrtausendelanger Aufklärungsarbeit der meisten Praktiker und sehr vieler Theoretiker anscheinend nicht auszumerzen ist. Bereits die Titanen, um nicht zu sagen Giganten der Übersetzung kämpften gegen diesen Mythos an, wie die Aussagen von Hieronymus, Cicero, Horaz oder Luther beweisen. Man vergleiche nur den Brief des Bibelübersetzers Hieronymus an seinen Jugendfreund Pammachius:

Ich gebe es nicht nur zu, sondern bekenne es frei heraus, daß ich bei der Übersetzung griechischer Texte – abgesehen von den Heiligen Schriften, wo auch die Wortfolge ein Mysterium ist – nicht ein Wort durch das andere, sondern einen Sinn durch den anderen ausdrücke.²

¹ Z. B. Lew Barchudarov: *Sprache und Übersetzung*. Übersetzt von Michail Zwillin g. Moskau, Leipzig 1979, S. 13: „Die Übersetzung ist der Prozeß der Umwandlung eines Redeprodukts in ein Redeprodukt in einer anderen Sprache unter Wahrung des unveränderten Inhalts, d. h. der Bedeutung.“

² In: Hans Joachim Störi g (Hrsg.): *Das Problem des Übersetzens*. Darmstadt 1973, S. 1-13, hier S. 1.

Wichtig ist hier nicht nur der *expressis verbis* postulierte Vorrang des Sinns gegenüber der bloßen Wörtlichkeit, sondern auch die Einschränkung, dass die Wörtlichkeit beim Übersetzen „heiliger Schriften“ einen anderen Stellenwert hat; diese Konstatation ist in Bezug auf die so genannten Interlinearversionen und vielleicht auf die Genese des Mythos der Wörtlichkeit von Bedeutung. Cicero und Horaz sind in ihrer Kritik der Wörtlichkeit einstimmig: „In quibus non verbum pro verbo necesse habui reddere, sed omnium verborum vimque servavi“. (Cicero) „Nec verbo verbum curabis reddere fidus interpres“. (Horaz) Die ‚Treue‘ des Übersetzers (*fidus interpres*) bedeutet keine Wort-für-Wort-Übersetzung, er soll „der gesamten Kraft der Wörter“ dienen. Rein intuitiv wurden bereits mit diesen Aussagen die Weichen für den ewigen akademischen Streit gelegt. Nicht einmal die heilige Empörung Luthers half gegen die Anhänger der Wörtlichkeit. Seine Übersetzung der berühmten Passage „*Ex abundantia cordis os loquitur*“ (Matth 12, 24) verteidigte er mit scharfen Worten und somit seine ausgesprochen empfängergerichtete, ZS-konforme Konzeption der Übersetzung:

Denn man muß nicht die Buchstaben in der lateinischen Sprache fragen, wie man soll Deutsch reden, wie diese Esel tun, sondern man muß die Mutter im Hause, die Kinder auf den Gassen, den gemeinen Mann auf dem Markt drum fragen, und denselbigen auf das Maul sehen, wie sie reden und darnach dolmetschen.³

Das Sich-Loslösen vom „festen Buchstab“ bedeutete aber manchen zu viel, das Wort „allein“ in der Formulierung „allein durch den Glauben“, dem kein „sola“ im Text der Vulgata entsprach, war mittelbar die Ursache der Reformation. Wie kann man nicht an dieser Stelle an die bissig-ironische Bemerkung Mephistos über den Wert des Wortes nicht denken:

Denn eben wo Begriffe fehlen,
Da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein.
Mit Worten läßt sich trefflich streiten,
Mit Worten ein System bereiten,
An Worte läßt sich trefflich glauben,
Von einem Wort läßt sich kein Jota rauben. (V. 1995-2000)⁴

Die Gefangenschaft in der Begrifflichkeit oder in den Worten, oder eher Wörtern? Zu diesem Problem kommen wir noch zurück. Dem hier analysierten Mythos nach ist die wortgetreue Übersetzung ein Idealfall, die ikonische, reproduzierende Relation zwischen AT und ZT erstrebenswert. Dieser Meinung kann man entgegenhalten, dass eine solche Relation in der Tat sehr selten ist und in vielen Fällen das tatsächliche Verhältnis von AT und ZT verfälscht, indem sie Identität dort vor-

³ Martin Luther: *Sendbrief vom Dolmetschen*. In: H. J. Störig (wie Anm. 2), S. 14-32, hier S. 21.

⁴ Johann Wolfgang Goethe: *Faust*. Herausgegeben und kommentiert von Erich Trunz München 1986. Alle *Faust*-Zitate im folgenden Text beziehen sich auf diese Ausgabe.

täuscht, wo es keine gibt. Es zeigt sich nämlich, dass bei der wortwörtlichen Übersetzung oft Textdimensionen verloren gehen, die für den Inhalt des Kommunikats (des Kommunikats und nicht des von der Kommunikationssituation isoliert betrachteten Textes) relevant sind. Übersetzt man zum Beispiel den deutschen Zungenbrecher „Blaukraut bleibt Blaukraut, und Brautkleid bleibt Brautkleid“ wörtlich in eine beliebige Sprache, geht die formal-phonetische Dimension des Textes verloren, genauso zirpt die deutsche Grille im Rohr anders als die polnische (chrząszcz brzmi w trzcinie), auch ein berühmter Zungenbrecher, der in der erweiterten Fassung sogar folgendermaßen lautet: „W Szczepieszynie chrząszcz brzmi w trzcinie.“ Der Ortsname Szczepieszyn erscheint in diesem Satz allein wegen der phonetischen Gestalt und der Reimfähigkeit. Man könnte das Problem einfach abtun und mit der Kategorie der ‚formbetonten Texte‘ operieren. Die Praxis ist jedoch komplizierter als die Theorie. Die theoretisch saubere Unterteilung der Texte in informative, formbetonte und appellative ist zwar richtig, in der real auftretenden Fülle von Texten haben wir es indessen meistens mit Mischformen zu tun, d. h. in einem literarischen Text können Fachtermini vorkommen (etwa Militärwortschatz in Remarques *Im Westen nichts Neues*), ein Gebrauchstext kann literarische Mittel zu Werbezwecken verwenden, eine durchaus appellative politische Rede sich ausgeklügelter Metaphern bedienen. Die wörtliche Übersetzung des Satzes „Pijak pije w piwnicy“ ist zwar ohne weiteres möglich, verkennt aber die Alliteration pi ... pi ... pi ... und die Etymologie des Wortes ‚piwnica‘. Genauso gehen bei der wörtlichen Wiedergabe des Textes oft wichtige Konnotationen und intertextuelle Aspekte verloren. Die Überschrift eines politischen Essays „Polska posierpniowa“ verlangt die sinngemäße Ergänzung, dass es sich um das Polen nach den Ereignissen im August 1980 handelt. Der Satz „Myśmy wszystko zapomnieli; mego dziadka piłą różnęli ...“ aus Wyspiańskis *Wesele*⁵ ist ebenso in jede Sprache übersetzbar, in der es äquivalente Bezeichnungen für „dziadek“, „piła“ und „różnać“ gibt. Das bringt uns aber nicht weiter, weil die konnotativ mitgedachte Information über die Bauernrebellion in Galizien im Jahre 1846 eliminiert wird. Das Problem der Wörtlichkeit erschöpft sich auch nicht in den so beliebten Vergleichen der unterschiedlichen Segmentierung der außersprachlichen Wirklichkeit durch verschiedene Sprachen. Man konstatiert natürlich Eins-zu-Teil-Entsprechungen, Eins-zu-Viele-Entsprechungen, Eins-zu-Null-Entsprechungen usw.⁶; man untersucht die Unterteilung des Farbenspektrums oder die raffinierten Bezeichnungen des Schnees bei den Eskimos, vergisst aber dabei, dass die analysierten Lexeme jeweils in einem konkreten Kommunikationsakt fungieren, der situativ gebunden und sprachkonform ist. So entsprechen einander im AT und ZT nur sehr selten einzelne Wörter, viel häufiger haben wir mit dem Fall zu tun, dass einem Morphem ein Wort, einem Wort eine Wortgruppe und einer Wortgruppe ein Satz entspricht und umgekehrt. Konventionelle

⁵ Stanisław Wyspiański: *Wesele*. Kraków 1996, S. 93.

⁶ Radekundis Stolze: *Übersetzungstheorien. Eine Einführung*. Tübingen 1994, S. 49 f.

Syntagmen, Kollokationen, situativ gebundene, stereotype Redensarten werden als Ganzheiten, oberhalb der Wortgrenze übersetzt. Der polnischen Wortgruppe ‚maszynka do mielenia mięsa‘ (4 Wörter) entspricht das deutsche Kompositum ‚Fleischwolf‘ (1 Wort). Im intralingualen Bereich eröffnet die polnische Bezeichnung eine assoziative Verbindung mit ‚maszynka do golenia‘ (dt. Rasierapparat), die deutsche Bezeichnung dagegen bringt alle möglichen wölfischen Assoziationen ins Spiel.

Der Mythos der Identität

Das oben angeführte Beispiel mit dem Fleischwolf zeigte, dass auch bei einer durchaus korrekten Übersetzung (wie sollte man Fleischwolf sonst übersetzen) Unterschiede zwischen dem AT und ZT vorkommen. Es mag scheinen, dass wir in den Fällen ‚Polska‘ = ‚Polen‘, ‚wiosna‘ = ‚Frühling‘, ‚śmierć‘ = ‚Tod‘ mit hundertprozentigen Entsprechungen, mit einer ikonischen Relation zu tun haben. In vielen Übersetzungsakten ist es tatsächlich der Fall, man denke aber an Texte, die sich zum Beispiel einer Personifikation bedienen. ‚Polska‘, ‚wiosna‘ und ‚śmierć‘ sind Feminina, sehr dazu geeignet, als Frauengestalten personifiziert zu werden. Im Deutschen ist ‚Vaterland‘ jedoch ein Neutrum und ‚Frühling‘ und ‚Tod‘ lassen sich nur sehr schwer als Frauen darstellen. Wenn dieser Aspekt im Übersetzungsprozess relevant wird (Metapher, Bebilderung) ist der Übersetzer gezwungen, seinen ZT entsprechend zu ändern. Die Äußerung „Le General de Gaulle est mort. La France est veuve.“ musste ins Deutsche als „General de Gaulle ist tot. Frankreich ist verwaist.“ übersetzt werden, um den metaphorischen Gehalt der Aussage zu wahren.⁷ Im Übrigen handelte es sich hier nicht um einen literarischen, ex definitione formbetonten Text, sondern um eine politische Rede. Es wird also klar, dass dieselbe Wirkung des Kommunikats (AT) im ZT oft mit anderen Mitteln erreicht werden muss. Die Tätigkeit des Übersetzers besteht demzufolge keinesfalls im Kopieren des Ausgangstextes, ein solches Verfahren bedeutete in der Tat eine Lüge und entspräche buchstäblich der italienischen Formel „traduttore – traditore“. Wer wird aber vom Übersetzer betrogen oder belogen? Derjenige, der erwartet, dass das Original wie mit Hilfe eines Pantographen nachgezeichnet wird, oder derjenige, der infolge solcher Handlungen (äußerste, die Intention der Nachricht und ihre ZS-konforme Gestalt verletzende Originalbezogenheit) falsche Informationen bekommt. Das ewige Dilemma zwischen Originalbezogenheit und Empfängergerichtetheit schließt eo ipso die Frage nach der Treue ein, was aber ist Treue und wem soll der Übersetzer treu sein? Den Intentionen des Senders, der Gestalt des AT, der Norm der ZS, den Erwartungen und dem hermeneutischen Horizont des Empfän-

⁷ Zdzisław W a r z y n i a k: *Praktyczne aspekty translacji literackiej na przykładzie języków niemieckiego i angielskiego* [Praktische Aspekte der literarischen Übersetzung am Beispiel der deutschen und der englischen Sprache]. Warszawa 1991, S. 55.

gers? Auf jeden Fall besteht die Tätigkeit des Übersetzers nicht im Kopieren des Originals, das würde diesen Text als Kommunikat von seiner Funktion als Nachricht, die in einer konkreten Kommunikationssituation eingebettet ist, losreißen. Eine Konzeption, die den Übersetzer zum Kopisten und Nachahmer reduziert, verkennt auch seine Kreativität, die eine unabdingbare Voraussetzung des Übersetzungsprozesses ist. Richtig hat diese Tatsache Mme de Staël erkannt, die die Übersetzung folgendermaßen definierte: „Une musique composée pour un instrument n'est point executée avec succes sur un instrument d'un autre genre.“ Wichtig erscheint in diesem Kontext das Wort „komponiert“, der Übersetzer ist ein gleichberechtigter Komponist seines Zieltextes, dessen Instrument seine Zielsprache ist und seine Zielkultur sein Orchester, die Empfänger sein Publikum. Die Kreativität des Übersetzers beginnt bereits in der Eingangsphase, im Erfassen der Vorlage, in welcher er den AT verstehen, translatorisch erfassen und interpretieren muss. Die nächste kreative Phase besteht in der Annahme einer Hierarchie der Prioritäten des jeweiligen Übersetzungsprozesses und im Entwerfen einer davon ableitbaren und anwendbaren Strategie desselben. Erst nach diesen Kriterien, die im jeweiligen Übersetzungsprozess verankert sind, kann die Verifikation der Leistung des Translators erfolgen. Wenn man in diesem Kontext die berühmte Übersetzungsszene in *Faust I* zitiert, kann man ohne weiteres feststellen, dass die Gedanken des Monologs die kreative Entscheidungsarbeit des Übersetzers illustrieren, und gleichsam eine introspektive Reflexion über die Mühen der richtigen (?) Wahl sind:

Mich drängt's, den Grundtext aufzuschlagen,
 Mit redlichem Gefühl einmal
 Das heilige Original
 In mein geliebtes Deutsch zu übertragen.
 Geschrieben steht: „Im Anfang war das W o r t!“
 Hier stock' ich schon! Wer hilft mir weiter fort?
 Ich kann das W o r t so hoch unmöglich schätzen,
 Ich muß es anders übersetzen,
 Wenn ich vom Geiste recht erleuchtet bin.
 Geschrieben steht: Im Anfang war der S i n n.
 Bedenke wohl die erste Zeile,
 Daß deine Feder sich nicht übereile!
 Ist es der S i n n, der alles wirkt und schafft?
 Es sollte stehn: Im Anfang war die K r a f t!
 Doch, auch indem ich dieses niederschreibe,
 Schon warnt mich was, daß ich dabei nicht bleibe.
 Mir hilft der Geist! Auf einmal seh' ich Rat
 Und schreibe getrost: Im Anfang war die T a t! (V. 1220-1237)

In diesem konkreten Fall geht der Übersetzer Faust zweifelsohne zu weit, die einzelnen Schritte der translatorischen Reflexion sind jeweils annehmbar (Wort – Sinn – Kraft – Tat), im Endeffekt landet aber der Interpret sehr weit entfernt vom Logos der Urfassung. Trotz alledem ist die Tätigkeit des Übersetzers ein kreativer Akt, währenddessen ein neuer Text (ZT) entsteht. Dieser Text ist mit dem Urtext

nicht identisch, kann und darf auch nicht identisch sein. Um den gleichen kommunikativen Effekt zu erzielen (Treue im Sinne der Absicht), muss man meistens zu unterschiedlichen Mitteln greifen.

Der Mythos der Minderwertigkeit

Das Anderssein ist ein Faktum, seine Bewertung gehört in den Bereich der Ideologie. Dass Frauen und Männer nicht hundertprozentig identisch sind, ist nicht nur eine empirisch überprüfbare Tatsache, sondern vielleicht das Fünkchen Freude, das unsere Existenz auf diesem Planeten noch erträglich macht. Originale und Übersetzungen sind nicht identisch, was oben angedeutet wurde. Und das ist auch eine empirisch nachweisbare Tatsache. Welche Schlüsse aber daraus gezogen werden, hängt ebenfalls von der Bewertung ab. „Übersetzungen sind wie die Frauen, entweder treu oder schön“ – diese Maxime, die Voltaire zugeschrieben wird, entscheidet von vornherein, dass schöne Frauen untreu sind (oder sein wollen oder müssen) und dass Übersetzungen sich zwischen Szylla und Charybdis der unschönen Treue und der schönen Untreue behaupten müssen. Auch Cervantes sah in Übersetzungen nur ein minderwertiges Flickwerk:

Dessen ungeachtet scheint es mir, daß das Übersetzen aus einer Sprache in die andere, wenn es nicht aus den Königinnen der Sprachen, der griechischen und der lateinischen, geschieht, sich so verhält, als wenn man die flamländischen Tapeten auf der unrechten Seite sieht, denn obgleich sich die Figuren zeigen, so sind sie doch voller Fäden, die sie entstellen, und sie zeigen sich nicht in der Schönheit und Vollkommenheit wie auf der rechten Seite; auch beweist das Übersetzen aus leichten Sprachen ebenso wenig Talent wie Beredsamkeit, sowenig wie der beides zeigen kann, der ein Papier vom andern abschreibt. Deswegen will ich aber nicht sagen, daß das Übersetzen keine löbliche Arbeit sei, denn der Mensch kann noch mit andern, schlimmern Dingen seine Zeit zubringen und die ihm weniger Nutzen gewähren.⁸

Einige Gedanken, die im obigen Zitat formuliert wurden, verdienen im Kontext des „Mythos der Minderwertigkeit“ unsere Aufmerksamkeit. Für Cervantes gibt es „bessere Sprachen“ (Griechisch und Latein), deren Strukturen im ZT wiederholt, nachgeahmt werden dürfen, die Sprachnorm der neueren Sprachen muss sich dagegen den alten „Königinnen“ unterordnen. Die Übersetzung aus „leichteren Sprachen“ (sprich: modernen Sprachen) ist zwar eine „löbliche Arbeit“, im Grunde genommen aber eine edlere Form des Zeitvertreibs.

Noch dezidierter drückte Jean Paul das Problem der Minderwertigkeit aus, indem er behauptete: „Es ist ein böses Zeichen, wenn ein Autor ganz zu übersetzen ist, und ein Franzose könnt' es so ausdrücken: Ein Wunderwerk, das einer Übersetzung fähig ist, ist keiner wert.“⁹ Das romantische Postulat der Originalität, der Un-

⁸ H. J. Störig: *Einleitung*. In: ders. (wie Anm. 2), S. VII-XXXIII, hier S. VII.

⁹ Ebd., S. VIII.

wiederholbarkeit und Einmaligkeit des literarischen Kunstwerkes hat hier zur Folge, dass die Übersetzung als Schaffensakt eines ästhetisch und künstlerisch gleichrangigen Textes eben diese Einmaligkeit in Frage stellt. Aus derselben romantisch-künstlerischen Perspektive heraus verteidigt aber Novalis die autonome Leistung des Übersetzers, auch seine Freiheit:

Zu den verändernden Übersetzungen gehört, wenn sie ächt seyn sollen der höchste poetische Geist. [...] Der wahre Übersetzer dieser Art muß in der That der Künstler selbst seyn, und die Idee des Ganzen beliebig so oder so geben können. Er muß der Dichter des Dichters seyn und ihn also nach seiner und des Dichters eigener Idee zugleich reden lassen können.¹⁰

Im ganzen Streitgespräch vergisst man auch die Tatsache, dass der Rang einer Übersetzung, historisch gesehen, unterschiedlich ausfiel. Piotr Kochanowski (nicht zu verwechseln mit Jan Kochanowski, dem polnischen Renaissance-Dichter) übersetzte im 17. Jahrhundert Tassos *Das befreite Jerusalem*. Auf dem Umschlag der Übersetzung war zu lesen: *Piotr Kochanowski. Jeruzalem wyzwolone. Podług Tassa* (Nach Tasso). Der Übersetzer fungierte hier quasi als Originalautor, der sich lediglich einer Vorlage bediente. Das heutige Bild der Titelseite eines übersetzten Werkes suggeriert eine andere Rangordnung: Name des Originalautors, Titel, Name des Übersetzers, meist in kleineren Lettern, als eine zusätzliche, ergänzende Information.

Der Mythos der Minderwertigkeit schließt auch aus, dass die Übersetzung besser sein kann als das Original, besser – das heißt sprachlich und ästhetisch differenzierter und brillanter. Wenn man den Übersetzer allein als Nachahmer definiert, muss seine Kreativität zu kurz kommen. Wird er aber tatsächlich zum Dichter des Dichters, kann es durchaus passieren, dass der Zieltext mehr bietet als das Original. Betrug oder Bereicherung? Hier nur ein kleines und scheinbar unbedeutendes Beispiel. In der polnischen Übersetzung von A. A. Milnes *Winnie-the-Pooh* nutzte die Übersetzerin, Irena Tuwim, die potenziellen Möglichkeiten der Zielsprache aus, um die Aussagekraft des Textes zu steigern. Die Äußerung von Piglet „Come on, stick! Stick, stick, stick!“¹¹ (Zustand äußerster Erregung in Erwartung des herantreibenden Stöckchens bei einem Spiel) übersetzte sie als „Chodź, chodź patyku, patyczku, patysiu!“¹², wobei die dreifache Wiederholung durch die dreifache Deminutivierung zusätzlich ergänzt wurde. Diese Vorgehensweise ergab sich nicht aus dem AT, sondern aus der Zielsprache und der sprachlichen Kreativität der Übersetzerin.¹³

¹⁰ Novalis: *Aus Blütenstaub*. In: H. J. Störig (wie Anm. 2), S. 33.

¹¹ A. A. Milne: *The Complete Winnie-the-Pooh. Containing Winne-the-Pooh and The House at Pooh Corner*. London 1989, S. 246.

¹² A. A. Milne: *Chatka Puchatka*. Przeł. Irena Tuwim. Warszawa 1967, S. 84.

¹³ Zur dieser Thematik vgl. auch: Krzysztof Lipiński: „Co Tygrysy lubią najbardziej” albo: *Czy przekład może być lepszy od oryginału? Rozważania na temat tłumaczeń Winnie-the-Pooh (Kubusia Puchatka) na język polski, niemiecki i czeski* [„Was mögen Tiger am liebsten?“ oder Kann eine

Der Mythos der Muttersprache

Viele Übersetzungskritiker, -theoretiker und -didaktiker sind tief davon überzeugt, dass es eine vorgeschriebene, natürliche Übersetzungsrichtung gibt, nämlich aus der Fremdsprache in die Muttersprache. Diese Richtung gilt als leicht und einfach, die andere Möglichkeit, nämlich die Übersetzung in die Fremdsprache, als riskant und schwierig. Diese Überzeugung ist so tief verwurzelt, dass viele Institute, die Übersetzer bzw. Dolmetscher ausbilden, sich lediglich auf diese erstgenannte Variante beschränken. Bis zu einem gewissen Grade ist es tatsächlich so, dass es leichter ist, einen fremdsprachigen Textes zu verstehen als einen solchen zu produzieren (und noch dazu möglichst fehlerfrei). Überdies erreichen die Adepten einer Übersetzerschule nur selten eine Sprachkompetenz, die mit Bilinguismus gleichzusetzen wäre. Ab einem gewissen Niveau der Sprachbeherrschung sind aber durchaus Fälle denkbar, in welchen die Produktion sprachkonformer Texte in der Fremdsprache keine besonders schwierige Aufgabe für den Übersetzer darstellt, insbesondere wenn es sich um relativ konventionelle, stereotype Aussagen bzw. Textsorten handelt. Schwierigkeiten und Probleme, die meistens unterschätzt oder überhaupt nicht wahrgenommen werden, tauchen aber oft in der Phase auf, die wir bereits als das „Erfassen der Vorlage“ bezeichneten. Nicht selten enthalten Ausgangstexte, die in sprachlicher Hinsicht einfach sind, implizite Informationen, Konnotationen und intertextuelle Bezüge, die nur der Muttersprachler bzw. der Angehörige der jeweiligen Kommunikationsgemeinschaft verstehen und rekonstruieren kann. Übersetzt man aus einer Fremdsprache, verfügt man nicht selten über ein unzureichendes außersprachliches und kulturbezogenes Wissen über den AT-Bereich.

In der Phase des Erfassens einer nichtmuttersprachlichen Vorlage kann der Übersetzer auf viele andere Schwierigkeiten stoßen. Auch wenn er die referentiellen Bedeutungen¹⁴ ohne weiteres aus dem Kontext erschließt, ist er nicht selten in der Sphäre der Pragmatik unsicher. Die Zuordnung der jeweiligen Ausdrücke des AT zu den entsprechenden Registern, ihre pragmatische Einstufung in die richtigen Stilebenen, für einen Muttersprachler selbstverständliche, intuitive Akte, kann dem nichtmutterprachlichen Übersetzer Schwierigkeiten bereiten. Genauso wird er Archaismen und veraltete Ausdrücke im AT nicht in jedem Falle genau identifizieren können und sie einfach als ‚normale‘, neutrale Formen interpretieren und ebensolche Äquivalente für sie wählen. Einen noch komplizierteren Fall stellen Neologismen und Okkasionalismen im AT dar. Der Muttersprachler erkennt sie sofort als solche, auf Grund des (verinnerlichten) Frequenzprinzips, der nichtmutterprachliche Übersetzer wird sie eher als nicht markierte Einheiten interpretieren, die durchaus sprachkonform sind, denen er aber bisher nicht begegnet ist. Auch in diesem Falle wird er neutrale, sprachkonforme Äquivalente wählen. Solche Missverständ-

Übersetzung besser sein als das Original? Überlegungen zu den Übersetzungen von *Winne-the-Pooh* ins Polnische, Deutsche und Tschechische]. In: *Prace Komisji Neofilologicznej* (2002), Bd. III, S. 109–125.

¹⁴ Im Sinne von L. Barchudarov (wie Anm. 1), vgl. S. 55–80.

nisse in der Erfassungsphase können zu einer stilistischen Vereinfachung, ‚Verflachung‘ des ZT gegenüber dem AT führen. Unter vielen anderen Faktoren hat auch diese Vereinfachung zur Herausbildung der Meinung beigetragen, Übersetzung sei eo ipso etwas Minderwertiges. Übersetzt man aus der Muttersprache in die Fremdsprache, erkennt man bereits in der Vorbereitungsphase des Übersetzungsprozesses alle pragmatischen und stilistischen Nuancen des Originals. In der Produktionsphase besteht dann die Hauptschwierigkeit im Finden der entsprechend markierten Äquivalente der Zielsprache.

Der Mythos der Unübersetzbarkeit von Versdichtung

„Gedichte kann man nicht übersetzen, sondern bloß umdichten, was allezeit mißlich ist“ stellte Schopenhauer apodiktisch fest¹⁵ und brachte damit die weit verbreitete Meinung zum Ausdruck, dass Lyrik unübersetzbar sei. Die Gründe für diese Überzeugung fasste Anthony Gervin Oettinger treffend zusammen:

Vor allem bei der Übersetzung von Dichtung ist das Problem der Invarianz besonders heikel. So viele Dinge sind bedeutsam: das ganz Mechanische wie die Zahl der Wörter und das ganz Subtile wie zum Beispiel ein Gefühl, das durch das Nebeneinanderstehen ganz bestimmter Wörter hervorgerufen wird. Die Ansicht, daß es unmöglich sei, Dichtung zu übersetzen, rührt von der unleugbaren Schwierigkeit, wenn nicht Unmöglichkeit her, alles Wesentliche gleichzeitig zu bewahren. Der Übersetzer von Lyrik muß bei jedem einzelnen Gedicht entscheiden, was er am meisten bewahren möchte, und sich gegen alles andere verschließen. Aus diesem Grunde erlebt Lyrik immer wieder Bearbeitungen durch neue Übersetzer, die noch nicht versuchte Kombinationen von maßgeblichen Eigenschaften entdecken. Die Debatte über die jeweiligen Vorzüge solcher Kombinationen kann endlos sein, wie Brower, Cary und Savory deutlich vorführen.¹⁶

Aus der im obigen Zitat konstatierten Unmöglichkeit der Wiedergabe aller Textdimensionen leitete man offenkundig die These von der prinzipiellen Unübersetzbarkeit der Lyrik ab. Dabei verkennt man aber mindestens zwei Tatsachen: Erstens sind nicht alle Dimensionen eines literarischen Textes gleichwertig¹⁷, und die von dem Übersetzer vorgenommene Einschränkung auf die für die ästhetisch-künstlerisch bedeutenden Textmerkmale eliminiert sekundäre Elemente und schmälert die Wirkung der Aussage nicht (AT und ZT sind sowieso nicht identisch). Zweitens muss man die Tatsache akzeptieren, dass im Falle der literarischen Übersetzung die Vielfalt der möglichen, gleichberechtigten Lösungen zur Natur der

¹⁵ Arthur Schopenhauer: *Über Sprache und Worte*. In: H. J. Störig (wie Anm. 2), S. 101-107, hier S. 103.

¹⁶ Anthony Gervin Oettinger: *Das Problem der Übersetzung*. In: H. J. Störig (wie Anm. 2), S. 410-441, hier S. 422.

¹⁷ Vgl. auch Jiří Levý: *Die literarische Übersetzung*. Übersetzt von Walter Schamschula. Frankfurt am Main, Bonn 1969, S. 19.

Sache gehört. Man vergleiche z. B. vier Übersetzungsvarianten¹⁸ einer Stelle aus Julian Tuwims *Lokomotywa*, einem geradezu genialen, formbetonten Kindergedicht, das die Geräusche der fahrenden Dampflokomotive lautmalerisch nachahmt:

Najpierw powoli – powoli – jak żółw – ociężałe
 Ruszyła – maszyna – po szynach – ospale,
 Szarpnęła wagony i ciągnie z mozołem,
 I kręci się, kręci się koło za kołem,
 I biegu przyspiesza i gna coraz prędzej,
 I dudni, i stuka, łomoce i pędzi,
 A dokąd? A dokąd? A dokąd? Na wprost!
 Po torze, po torze, po torze, przez most,
 Przez góry, przez tunel, przez pola przez las
 I spieszy się, spieszy, by zdążyć na czas,¹⁹

Erst ging es langsam, schildkröten-langsam,
 bis die Maschine allmählich in Gang kam.

Mühselig zieht sie mit Schnaufen und Grollen,
 aber die Räder, die Räder, sie rollen.
 Und nun geht es fort mit Getös und Gebraus
 und rattert und tattert und schnattert und knattert.
 Wohin denn? Wohin denn?
 Wohin? Geradeaus!

Auf Schienen, auf Schienen, auf Brücken, durch Felder,
 durch Berge, durch Tunnel, durch Wiesen, durch Wälder.
 (James Krüss)²⁰

Sie zerrt an den Wagen und rackert sich mächtig.
 Da drehn sich und drehn sich die Räder bedächtigt.

Sie wird immer schneller, kommt schließlich ins Laufen,
 Nun dröhnt sie und rennt sie mit Stampfen und Schnaufen.

Wohin denn? Wohin denn? Wohin denn?
 Hinaus!
 Auf Schienen, auf Schienen, auf Schienen
 gradaus!

Auf Brücken, durch Tunnels,
 durch Felder und Hain,
 und eilt sich und eilt sich, um pünktlich zu sein.
 (Helene Lahr)²¹

¹⁸ Vgl. Krzysztof L i p i ń s k i: „Po szynach – ospale...“ *O tłumaczeniach Lokomotywy Juliana Tuwima na język niemiecki* [„... schwer auf dem Gleis“. Über die Übersetzungen von Julian Tuwims Lokomotive ins Deutsche]. In: Jan K o ź b i a ł (Hrsg.): *Recepcja. Transfer. Przekład*. Warszawa 2002, S. 69-86.

¹⁹ Julian T u w i m: *Wiersze wybrane*. [Ausgewählte Gedichte]. Wrocław 1969, S. 265.

²⁰ In: *Mixtour*, herausgegeben von der Arbeitsgruppe Literatura Polska, Kraków 2000.

²¹ In: *Welt im Wort. Ein Lesebuch für die Unterstufe der allgemeinbildenden höheren Schulen*. Wien 1968, Bd. 1, S. 313.

Zuerst, gemach, schildkrötengleich,
 ruckt die Maschine und gleitet weich.
 Das Ganze bewegt sich. Wir treten zur Seite.
 Es kreisen die Räder, die Wagen, die gleiten.
 Ein Pfiff in der Kurve, in lebhaften, raschen
 Umdrehungen eilt es. Wen will es denn haschen?
 Wohin denn? Wohin denn? Wohin denn? Gradaus!
 Zur Brücke, zur Brücke, dahin mit Gebraus!
 Durch Berge, durch Täler, durch Wiese und Feld,
 Beeilung, Beeilung, denn Zeit kostet Geld.

(Wilhelm Tkaczyk)²²

Langsam zuerst, schildkrötengleich
 schiebt die Maschine sich schwer auf dem Gleis,
 sie zert an den Wagen, so schwer ist ein jeder,
 doch immer schneller rollen die Räder,
 und immer schneller, mit Gesaus und Gebraus,
 mit Poltern und Donnern, ins Freie hinaus.
 Wohin denn? Wohin denn? Wohin denn? Wer weiß?
 Und immer weiter führt sie das Gleis,
 Sei's Tunnel, sei's Brücke, Felder und Wald,
 sie muss sich sehr sputen, sie hat keine Zeit,

(Krzysztof Lipiński)²³

Alle vier Übersetzungsvarianten ermöglichen dem kindlichen Leser ein vergleichbares Erlebnis, alle verbinden lautmalerische Effekte und bildhafte Vorstellungen, die sich assoziativ mit der fahrenden Dampflok verbinden. In welchem Maße sie sich von der Vorlage entfernen, ist eher belanglos.

Wer für das Kriterium der Übersetzbarkeit die gleichzeitige Wiedergabe aller Textdimensionen und Bezüge postuliert, verlangt das Unmögliche. Eben die Konzeption der dynamischen Äquivalenz (Kade) und der kommunikativ orientierten Invariante hat von diesem Mythos Abstand genommen. Ein bekannter Ausspruch von Karl Dedecius, einem hervorragenden Lyrik-Übersetzer, lautet „Poesie ist übersetzbar – mittels Poesie“. Von der Stichhaltigkeit dieser These zeugt nicht nur das übersetzerische Werk von Karl Dedecius, sondern auch die Tatsache, dass Millionen von Menschen Übersetzungen von Lyrik lesen und daran Gefallen finden, auch wenn diese Gedichte mit ihren Vorlagen nicht identisch sind. An dieser Stelle muss man auf die sog. zweisprachigen Ausgaben verweisen, die sehr beliebt sind, manchmal aber auf Abwege führen. Ein der AS-mächtiger Leser (man kann sich fragen – in welchem Maße?) vergleicht Original und Übersetzung und stellt Unterschiede fest, die er für Übersetzungsfehler oder unerlaubte Abweichungen hält, auch wenn sie im betreffenden Falle richtige, kreative Entscheidungen des Übersetzers waren. Die Mythen der Wörtlichkeit, der Identität werden wach, die Inkongruenz der Sprachen wird deutlich, was wiederum die Überzeugung von der Unüber-

²² In: Wilhelm Tkaczyk: *Die verbummelte Nachtigall*. Berlin 1966.

²³ Vgl. Krzysztof Lipiński: „*Po szynach – ospale...*“ (wie Anm. 18), S. 86.

setzbarkeit von Dichtung festigt. Die Konstatierung des Andersseins der Zieltexte unterstützt dann die Meinung, dass ‚anders‘ notgedrungenenerweise ‚minderwertig‘ bedeutet. Vielleicht wäre es besser und nützlicher, das übersetzte Gedicht zunächst ohne Bindung an das Original in der ZS-Kultur fungieren zu lassen. Die Geschichte der Rilke-Rezeption in Polen²⁴ zeigt deutlich, dass trotz zahlreicher Übersetzungsvarianten, Abweichungen und Fehlern eine gelungene, wenn nicht modellhafte Rezeption eines fremden Autors möglich ist.²⁵ Auch Georg Trakl wurde von deutschen Übersetzungen französischer Lyrik nachhaltig inspiriert.²⁶ Die Andersartigkeit des ZT muss nicht unbedingt einen Verlust bedeuten, sie kann durchaus eine positive Modifizierung sein, eine Bereicherung, eine schöpferische Alternative. Einen solchen Fall stellt die Übersetzung eines kurzen Gedichts von Maryla Wolska dar:

Prelud

Noc... Deszcz ustał wiosenny... Mokrych bżów woń świeża
 Dymi z sennych ogrodów... W pierś sercem bogata
 Fala nurtów tajemnych przepływem uderza –
 Okwita wiosna krótka.. mija... Idzie lato:
 Noc czekania, powaga i mgłami osnuta,
 Gwiazdami lśnią wilgotne szafirów bezbrzeża
 I milczenie wokoło, niby w przeddzień święta;
 I czuje, – że najwyższa życia mego nuta
 Jeszcze nie wzięta...

Nachtstück

Nacht ... Nach dem Frühlingsregen ... Der Duft von nassem Flieder
 Raucht aus dem schläfrigen Park ... Ans Herz, das fliegen möchte,
 Branden heimliche Fluten. Wogen drücken es nieder –
 Der kurze Frühling blüht ... verblüht ... Die Sommernächte,
 Nächte des Wartens nahm mit ihrer Angstpsychose,
 Sterne locken ins Blau, ins feuchte, uferlose.
 So wie bei einer Andacht schweigen rings die Zungen,
 Und ich empfinde, fühle – meine höchste Note ...
 Noch – ungesungen ...²⁷

Für einen polnischen Leser ist das Gedicht kulturell und stilistisch deutlich konnotiert: Junges Polen (polnische Moderne), die dazugehörnde exaltierte Spra-

²⁴ Krzysztof Lipiński: *Ungebrochene Wirkung – Rainer Maria Rilke*. In: Heinz Kneip, Hubert Orłowski (Hrsg.): *Die Rezeption der polnischen Literatur im deutschsprachigen Raum und die deutschsprachigen in Polen 1945-1985*. Darmstadt 1988, S. 319-335.

²⁵ Marek Zybura (Hrsg.): *Do Polski przyjadę... Rainer Maria Rilke w oczach krytyki polskiej* [Ich fahre nach Polen ... Rainer Maria Rilke in den Augen der polnischen Kritik]. Wrocław 1995.

²⁶ Durch K. L. A m m e r s Rimbaud-Übersetzungen. Vgl. Hans Weichselbaum: *Georg Trakl. Eine Biographie mit Bildern, Texten und Dokumenten*. Salzburg 1994, S. 107.

²⁷ Krzysztof Lipiński: *Übungstexte zur Methodologie der literarischen Übersetzung*. Skrypty Uczelniane UJ, Nr. 510, Kraków 1986, S. 38.

che, die Atmosphäre eines dörflichen Gartens oder Parks, womöglich in einem polnischen Landhaus. Dedecius verschiebt die Akzente, er modernisiert die Atmosphäre des Gedichts, versetzt sie in eine (groß)städtische Umgebung. Dafür gibt es deutliche sprachliche Indizien, wie z. B. „Angstpsychose“, der deutschsprachige Leser des Dedecius-Gedichts kann sich das lyrische Ich (junge Frau?) auf dem Balkon ihrer (?) Wohnung vorstellen (das Problem der Konkretisierung);²⁸ nach dem Regen riecht der Asphalt nach Nässe, aus dem Stadtpark kommen angsterregende Bilder. Wir hätten hier also tatsächlich mit einem gelungenen Kulturtransfer zu tun.

Der Mythos des Wortspiels

Mein Freund, Zdzisław Wawrzyniak, Germanist, Übersetzungswissenschaftler und Dichter, Professor an der Universität Rzeszów, zitierte als Beispiel eines schwer übersetzbaren, wenn nicht unübersetzbaren Wortspiels folgende Maxime: „Są dziewczyny zdolne, zgórne i zboczne.“ Auf den ersten Blick ein hoffnungsloser Fall, der ein Sprachspiel und deutlich obszöne Assoziationen derart miteinander verbindet, dass eine Rekonstruktion in der ZS unmöglich erscheint. Und dennoch kann man dieses Problem mindestens auf zweifache Art und Weise lösen. Es gibt im Deutschen eine Redensart, die ein ähnliches ‚Dreimäderlild‘ enthält: „Ein gefallendes Mädchen, ein gefälliges Mädchen, ein gefallenes Mädchen.“ Obwohl die Analogie nicht hundertprozentig ist, kann im Übersetzungsprozess mit einem solchen Äquivalent viel von der Intention der Aussage gerettet werden, das Wortspielartige, die dreifache Struktur mit Alliteration (gefallend, gefällig, gefallen), drei Arten von Mädchen, erotisch gefärbte Assoziationen. Was eindeutig verloren geht, ist der kreative Aspekt des Wortspiels. Das deutschsprachige Äquivalent ist eine gängige Redensart und somit sprachkonform. Das polnische Original enthält aber auch entdeckende, sprachlich innovatorische Elemente. „Zdolny“ heißt auf Polnisch begabt, das folgende Element der Sentenz, „zgórný“ (nicht sprachkonform) aktualisiert einen intralingualen Bezug, nämlich die Relation ‚dół‘ (unten) und ‚górný‘ (oben). Im dritten Element der Aussage erscheint die seitwärtsorientierte Perspektive („zboczny“, ebenfalls nicht sprachkonform) was intralingual nicht nur mit ‚bok‘ (Seite), sondern auch mit ‚zboczony‘ (pervers) assoziiert werden kann. Versucht man, die sprachlich inkonformen, kreativen Aspekte zu rekonstruieren, muss man die ZS beugen, um nicht zu sagen strapazieren, und gegen die Norm verstoßen. Zum Beispiel: Es gibt diverse, reverse und perverse Mädchen. Also auch hier eine Vielfalt von möglichen Lösungen.

Die Problematik des Wortspiels in der Übersetzung im Kontext des intralingualen Transfers untersuchte Zygmunt Tęcza am Beispiel der deutschsprachigen

²⁸ Roman In g a r d e n: *Konkretisation und Rekonstruktion*. In: Rainer W a r n i n g (Hrsg.): *Rezeptionsästhetik. Theorie und Praxis*. München 1988, S. 42-70.

Translate der Prosa Stanisław Lems.²⁹ Dem Autor ist es gelungen, auf präzise Art und Weise zu zeigen, dass Übersetzer von Wortspielen differenzierte Übersetzungsstrategien mit Erfolg anwenden. In der Terminologie Tęczas sind es: Transplantation, Adaptation, Imitation, Kreation, Dislokation, Neutralisation, Elimination, Indikation, Explanat.³⁰ Im Sinne der dynamischen Äquivalenz ermöglichen diese Übersetzungsstrategien eine weitgehende Rekonstruktion der Wortspiele. Es würde zu weit führen, an dieser Stelle die linguistisch geprägte Argumentation von Tęcza zu rekapitulieren, stattdessen möchte ich ein prägnantes, ja extremes Beispiel, nach dem Motto „*exempla trahunt*“, anführen. Lem, übrigens ähnlich wie Tuwim, ging so weit, Gedichte in nicht existierenden Sprachen zu verfassen. Ein Robotergedicht aus der *Kyberiad*e heißt auf Polnisch wie folgt:

Trzy, samolóz wywiorstne, gręczacz tęci wzdżymy,
 Apelajda sękliwa borowajkę kuci.
 Greni małopoleśny te przeżławskie tryżmy,
 Aż bamba się odmurcy i goła powróci.³¹

Auf den ersten Blick erscheint diese Pseudodichtung mit ihren intralingualen Echos und Assoziationen unübersetzbar. Geht man aber von der Erkenntnis aus, dass sich dieses ‚Gedichtchen‘ auf keine außersprachlichen Gegenbenheiten, sondern lediglich auf interlinguale, systemgebundene Realität bezieht und keinen Inhalt kolportiert, ist eine rekonstruierende Nachahmung dieser Sprachschöpfung möglich:

Von Dreigeweiden spill ich schlingen,
 nie Pleurazwerch und Nier verzween,
 und will mir jetzt kein Lied glingen,
 so wird es ewig nicht geschehn.³²

Ohne weiteres denkbar ist auch die Äquivalenz eines Wortspiels auf der Ebene des ganzen Sprechaktes. Das im Folgenden angeführte Beispiel ist etwas obszön, aber gerade die Obszönitäten sind ein beliebter Bestandteil von Sprachspielen. Was tabuisiert wird, kann durch interlinguale Relationen zum Ausdruck kommen, ohne dass die Tabugrenze eindeutig verletzt wird. Und nun das Beispiel:

Ein Polizist wird von einem Passanten angesprochen:
 „Verhaften Sie mich, ich habe meine Frau geamselt!“
 Der Polizist entgegnet: „Sie meinen wohl gevögelt, aber das ist nicht strafbar.“
 Daraufhin der Passant: „Ach, wissen Sie, ich habe nur ein Wort verwechselt, ich meinte nicht geamselt, sondern erdrosselt.“

²⁹ Zygmunt Tęcza: *Das Wortspiel in der Übersetzung. Stanisław Lems Spiele mit dem Wort als Gegenstand interlingualen Transfers*. Tübingen 1997.

³⁰ Ebenda, S. 198.

³¹ Stanisław Lem: *Cyberiad*. Kraków 1972, S. 193, zit. nach: Z. Tęcza (wie Anm 29), S. 88.

³² Stanisław Lem: *Wie die Welt noch einmal davon kam. Der Kyberiad erster Teil*. Deutsch von Jens Reuter, Caesar Rymarowicz, Karl Dedeceus, Klaus Staemmler. Frankfurt am Main 1985, S. 54, zit. nach: Z. Tęcza (wie Anm. 29), S. 88.

Auf den ersten Blick erscheint der oben angeführte Text völlig unübersetzbar. Die intralingualen Relationen ‚Drossel‘ – ‚erdrosseln‘, die Ähnlichkeit zwischen Drossel und Amsel, der Neologismus ‚amseln‘ und die intralingual motivierte ornithologische Assoziation mit dem Verb ‚vögeln‘ (Drossel und Amsel sind schließlich Vögel) bilden ein derart kompliziertes Netz, dass seine genaue Rekonstruktion im Übersetzungsprozess unmöglich ist. Geht man aber von einem kommunikativorientierten Ansatz aus, kann man annehmen, dass die Wiederherstellung aller Textdimensionen vielleicht nicht notwendig ist, um einen annähernd gleichen Effekt beim ZS-Empfänger zu erzielen. Alles in allem genommen wird hier ein Witz erzählt und die Intention dieses Sprechaktes ist es, Heiterkeit beim Hörer zu erwecken. Nimmt man einen analogen, interlingual aber anders konzipierten Witz, kann man dieselbe Wirkung erzielen.

Spotykają się dwie dziewczyny.

„Wiesz, ten Janek jest okropny. On mnie znowu wystrychnął na dudka.”

A koleżanka odpowiada: „Ze mną było gorzej. On mnie wydudkał na strychu.”

Vieles ist bei diesem Übersetzungsvorschlag verloren gegangen, z. B. die Gestalt des Polizisten, das Motiv des Mordes und der Wortverwechslung. Einiges konnte man aber wiedergeben – die ornithologische Komponente (dudek), den Neologismus ‚wydudkać‘, das Wortspielartige des ganzen Textes und seine leicht obszöne Tendenz.

Unterschiede zwischen AT und ZT werden oft als Verluste bezeichnet. Diese Formulierung setzt stillschweigend voraus, dass diese Unterschiede eine Verarmung des Originals bedeuten. Auch dies ist ein Vorurteil, wenn nicht gar ein Mythos. Die Andersartigkeit des Zietextes kann nämlich auch eine Bereicherung bedeuten und zur Vervollkommnung des Kommunikationsprozesses führen. Letztendlich übersetzen wir nicht deshalb, weil wir den AT rekonstruieren wollen, sondern deshalb, weil wir bestrebt sind, ein annähernd gleiches Resultat beim terminalen Empfänger zu erzielen.

Der Mythos der babylonischen Gefangenschaft

Ludwig Wittgenstein behauptete in seinem *Tractatus logico-philosophicus*, dass die Grenzen (seiner) Sprache die Grenzen seiner Welt seien. Noch dezidierter lautete die Pointe des *Tractatus*: „Worüber man nicht sprechen kann, darüber muss man schweigen.“ Damit wurde eine Aporie der Sprache diagnostiziert, eine Unmöglichkeit des In-Worte-Fassens bestimmter Inhalte. Ohne eine sprachphilosophische Diskussion aufnehmen zu wollen, muss zumindest angemerkt werden, dass dieser viel zitierte Satz einen Widerspruch enthält. Wenn man über etwas schweigen muss, setzt das voraus, dass dieses Etwas im Gehirn des Schweigenden existiert.

tiert, und sei es nur als vage Vorstellung, als Intuition, als Ahnung. Und dieses Etwas will in Worte gekleidet werden, es verlangt nach Sprachwerdung und erst dieser Prozess ermöglicht das sprachliche Erfassen der Welt. Was bereits im Gehirn existiert und nach Artikulation verlangt, kann über längere Zeit nicht totgeschwiegen werden. Dies ist wenigstens die Position des Autors dieser Ausführungen: Die Sprache rückt der Wahrnehmung, der Welterfahrung nach. Andernfalls wären wir Gefangene der eigenen Sprache, die sich aus ihrer Begrifflichkeit nicht befreien können. Genau diese Meinung vertraten Sapir und Whorf in ihrer berühmten Hypothese. Nach diesem Relativitätsprinzip determiniert die Sprache die Wahrnehmung der Welt und auch das Handeln:

Menschliche Wesen leben weder nur in der objektiven Welt noch allein in der, die man gewöhnlich die Gesellschaft nennt. Sie leben auch sehr weitgehend in der Welt der besonderen Sprache, die für ihre Gesellschaft zum Medium des Ausdrucks geworden ist. Es ist durchaus eine Illusion zu meinen, man passe sich der Wirklichkeit im wesentlichen ohne Hilfe der Sprache an und die Sprache sei lediglich ein zufälliges Mittel für die Lösung der spezifischen Probleme der Mitteilung und der Reflexion. Tatsächlich wird die „Reale Welt“ sehr weitgehend unbewusst auf den Sprachgewohnheiten der Gruppe erbaut ...³³

Eine logische Konsequenz dieser These wäre die Feststellung, dass „Sprachen ihrem Wesen nach unübersetzbar seien“³⁴, dass auch die sprachlich verankerten und festgelegten Erfahrungen der Menschen einer betreffenden Kultur in eine andere Kultur nicht transferierbar wären. Für den Turmbau zu Babel wäre dies aber nach der festen Überzeugung des Autors eine zu grausame Strafe.

Für die Übersetzungswissenschaft ist es eine Fragestellung von größter Bedeutung, denn das Wesen der Übersetzung besteht darin, die vorgegebenen AS-Strukturen zugunsten der Zielsprache zu verlassen, wobei ein außersprachliches Tertium comparationis die Richtschnur dieses Prozesses bildet. Dazu Werner Koller:

Von der Annahme eines universalen semantischen Merkmalinventars führt ein weiterer Schritt zur Annahme, daß äquivalente Sätze oder Texte in verschiedenen Sprachen identische Repräsentationen in einer semantischen Metasprache haben, deren Einheiten universale semantische Merkmale sind. In diesem Sinne ist ein bilinguales oder multilinguales Übersetzungsmodell denkbar, in dem die einzelsprachlichen Oberflächenstrukturen auf einfachere Grundstrukturen zurückgeführt werden, die in ihrer tiefsten Schicht in der *lingua universalis*, das heißt einer interlingualen, ‚sprachunabhängigen‘ semantischen Metasprache repräsentiert sind.³⁵

Das Weltbild, das durch die Muttersprache gefiltert wird, muss aber nicht das einzig mögliche sein, man denke nur an Fälle des Bilinguismus oder an introspektiv

³³ Edward Sapir, zit. nach: Otto Schöber (Hrsg.): Funktionen der Sprache. Stuttgart 1974, S. 29.

³⁴ R. Stolz (wie Anm. 6), S. 27.

³⁵ Werner Koller: *Einführung in die Übersetzungswissenschaft*. Heidelberg, Wiesbaden 1992, S. 182.

erfassbare Inhalte der menschlichen Psyche, für Erfahrungen, für die die betreffende Sprache keine Benennungen besitzt. Entgegen der Behauptung von Hannah Arendt, „Denken ohne Sprache ist unvorstellbar“³⁶, ist es nicht nur durchaus vorstellbar (zum Beispiel das Denken in Bildern), sondern sogar eine Voraussetzung für das Erkennen, Erforschen und Erfassen neuer Gebiete. Dies gilt auch für die Übersetzung. Wären wir tatsächlich Sprachgefangene im Sinne von Shapir und Whorf, wäre z. B. der Christianisierungsprozess, in dessen Verlauf zahlreiche Begriffe und Vorstellungen transferiert wurden, nicht möglich gewesen. „Bedeutungsrepräsentationen haben [...] eine sprachunabhängige Existenz“, stellt Zimmer unseres Erachtens richtig fest³⁷ und untermauert somit die These von der Existenz des sprachunabhängigen Tertiums comparationis im Übersetzungsprozess. Dies bestätigt auch die Erfahrung von bilingual erzogenen Sprachbenutzern, die sich ganz genau an den Inhalt eines Textes oder Gesprächs erinnern können, nicht aber an die Sprache, in der sie das Kommunikat wahrgenommen haben. Außerdem sind viele unserer Erfahrungen, auch die des Alltags, sprachlich nicht erfasst. Im Polnischen existiert eine universale, übrigens aus dem Deutschen entlehnte Bezeichnung, für einen Gegenstand, den man meint, sprachlich aber nicht zu benennen weiß: ‚wihajster‘ (wie heißt er). In dieser Äußerung manifestiert sich das Ringen nach dem richtigen Ausdruck, das in der Dichtung und auch in der Übersetzung oft eine entscheidende Rolle spielt. Im Streit um die „babylonische Gefangenschaft in der Sprache“ teilt der Autor dezidiert die Stellungnahme Roman Jakobsons:

Jede kognitive Erfahrung und ihre Klassifizierung kann in jeder existierenden Sprache ausgedrückt werden. Wenn sich eine Lücke zeigt, kann die Terminologie durch Lehnwörter oder Lehnübersetzungen, durch Neologismen oder Bedeutungsverschiebungen und schließlich durch Umschreibungen vereindeutigt und erweitert werden. So wird in der neugeschaffenen Hochsprache der nordostsibirischen Tschuktschen „Schraube“ als „sich drehender Nagel“, „Stahl“ als „hartes Eisen“, „Zinn“ als „dünnes Eisen“, „Kreide“ als „schreibende Seife“, „Uhr“ als „pochendes Herz“ wiedergegeben. Selbst die eigentlich sinnwidrigen Umschreibungen wie „elektrische Pferdekutsche“ (электрическая конка), die erste russische Bezeichnung für die Straßenbahn ohne Pferde, oder „fliegendes Dampfschiff“ (*jena paragot*), der korjakische Name für das Flugzeug, bezeichnen lediglich das elektrische Gegenstück zur Pferdekutsche bzw. das fliegende Gegenstück zum Dampfer und stören nicht im geringsten die Kommunikation, ebensowenig wie das doppelte Oxymoron „cold beef-and-pork hot dog“ irgendwelche semantischen „Störungen“ hervorruft.³⁸

Jakobsons Argumentation stimmt optimistisch – Menschen, die unterschiedliche Sprachen benutzen, können miteinander kommunizieren, auch wenn es einige Mühe kostet und manchmal zu Missverständnissen führen kann. Die Missverständnisse sind aber durchaus korrigierbar, die Kulturen erklärbar und somit auch die

³⁶ Zit. nach Dieter E. Z i m m e r: *So kommt der Mensch zur Sprache. Über Spracherwerb, Sprachentstehung & Denken*. Zürich 1986, S. 119.

³⁷ Ebenda, S. 127.

³⁸ Roman J a k o b s o n: *Linguistische Aspekte der Übersetzung*. Übersetzt von Karl-Heinz Freigang. In: Wolfram W i l s s (Hrsg.): *Übersetzungswissenschaft*. Darmstadt 1981, S. 193.

Texte im Prinzip übersetzbar. Die kompliziertesten Übersetzungsfälle, in welchen die Gestalt des Kommunikats und der Inhalt der Nachricht verflochten sind, implizite Inhalte, intertextuelle und interlinguale Relationen erschweren den Übersetzungsprozess und führen zu manchen Verlusten, generell stellen sie jedoch die Möglichkeit der interlingualen Kommunikation nicht in Frage, die tausendjährige Praxis widerlegt diese pessimistischen Thesen allein durch die Existenz gelungener und gut funktionierender Translate. Die obige Analyse von sieben Mythen der Übersetzungswissenschaft soll der Absicht des Autors nach ein Plädoyer für die prinzipielle Kommunizierbarkeit mittels Sprache, mittels Übersetzung sein. Sie ist auch gedacht als ein kleiner Beitrag zur Aufwertung der Übersetzung, einer kreativen Tätigkeit, die nicht auf ein bloßes Ersetzen der AS-Zeichen durch entsprechende ZS-Zeichen reduziert werden kann. Sie ist determiniert durch außersprachliche und kulturelle Faktoren, setzt ein enormes Wissen über den AT- und ZT-Bereich voraus und besteht aus einer Kette von autonomen Entscheidungen des Übersetzers, die in jedem konkreten Übersetzungsprozess anders ausfallen können und von dem Autor des Translats eine wirklich schöpferische Leistung verlangen.

Einleitung

Nachdem in den vergangenen dreißig Jahren das Problem des Übersetzens immer wieder neu aus unterschiedlichen Perspektiven theoretisch behandelt wurde, ist die Selbstreflexion des Dolmetsers und Übersetzers nach wie vor im Wandel begriffen. Dabei ist diese Selbstreflexion nie darüber hinaus über ihr spezifisches Übersetzungsobjekt, während der Übersetzungsprozess im Grunde als interlinguale Kommunikation, als Informalinteraktion über den Außenraum, denn die Übersetzungsmittel oder ein funktionell relevante Textmodalität beschränkt worden ist, um unabhängig der Umgang von Textdaten mit diesen Texten als Prozess und deren Erfolg wieder stärker ins Zentrum des Interesses.

Man könnte fast sagen, die Entwicklung verlief vom Übersetzer als Anwalt für das das sich selber verteidigende (philologische) Objekt, bis hin zu Forderung des nach Sichtbarkeit und Selbstbewusstsein der Übersetzer, die ihre Aufgabe immer als eine verantwortliche Mitarbeiterschaft sehen können. Gleichung ist der Übergang in der Handhabung von Macht zur Form zu beobachten.

Bei zweifelndem Lebenspol die „gewöhnliche Übersetzung“ von literarischen, Arbeitsanweisungen, Dolmetsern, Wissenschaftsartikeln und dergleichen, was ich heute einer „Fachübersetzung“ Rasse, ist humanistischer Tradition nur die „stille Dolmetschen“, die keine größeren Anstrengung bedürft. Nach Schleiermacher¹ ist der „Kost Löhne der Schrift der geistlichen Mittel“, das „Dolmetschen“ nur die

¹ Vgl. Wolfgang Iser: *Die Übersetzungswissenschaft. Eine Einführung*, Tübingen 1997.
² Friedrich Schlegel: *Über die Kunst des Dolmetschens*, in: *Schlegel, Friedrich: Werke*, Bd. 10, S. 111-112.
³ Vgl. Iser: *Die Übersetzungswissenschaft*, S. 111-112.

